

Eübender Volksbote

Organ für die Interessen der wertfähigen Bevölkerung

Der „Eübender Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, sowie durch die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt bei der Lieferung durch die Austräger vierteljährlich 3.60, monatlich 1.20 Mk.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Fernsprecher Nr. 926

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgepostete Postzeitung oder deren Raum 50 Pfg., Veranlagungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 40 Pfg., auswärtige Anzeigen 60 Pfg. — Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vorabtags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 255.

Mittwoch, den 30. Oktober 1918.

25. Jahrg.

Befiegt!

Wir sind befiegt! Das bittere Wort hat man lange nicht aussprechen wollen, heute drängt es sich auf alle Lippen. Was dem klar Sündlichen schon längst klar geworden war, wird heute auch dem Blindesten offenbar: Von den Bündnissen, mit denen Deutschland in den Krieg ging, ist auch nicht der geringste Rest übrig geblieben. Gestern vielleicht konnte man noch sagen: Noch eine hohe Säule, zeugt von geschwundener Pracht, heute ist nichts mehr da als ein Trümmerfeld.

Oesterreich hat dem Präsidenten Wilson seine Bereitschaft erklärt, über den Frieden zu unterhandeln ohne Rücksicht auf andere Verhandlungen. Mit anderen Worten, Oesterreich hat das Bündnis mit Deutschland verlassen und ist bereit, einen Separatfrieden zu schließen, einen Frieden, wie schon der vorgelegte ungarische Ministerpräsident Wekerle sagte, „unter allen Umständen und um jeden Preis“. Seitdem ist in Oesterreich die Neigung, weiteren Widerstand zu leisten und im Bündnis zu beharren, wirklich nicht gewachsen, wie die Namen Lammasch und Karolvi beweisen. Lammasch und Karolvi sind — wir sagen es ohne Feindschaft — während des ganzen Krieges Gegner des Bündnisses mit Deutschland gewesen, und sie wollen jetzt nicht nur deshalb mit der Entente Frieden schließen, weil Oesterreich zusammengebrochen ist, sondern weil mit dem Zusammenbruch Oesterreichs ihre Stunde gekommen ist. Die Entente ist in Oesterreich oben auf, so gut wie sie in Bulgarien oben auf ist.

Das Bulgarien Malinoffs hat keinen Widerstand dagegen geleistet, daß es von der Entente zum Aufmarschgebiet gegen seine ehemaligen Verbündeten gemacht wurde. Eine andere Haltung wird man vom Oesterreich der Lammasch und Karolvi auch nicht erwarten dürfen. Die Lage ist somit vollkommen klar geworden. Wenn sich auch die deutsche Armee im Westen noch immer gegen eine erdrückende Uebermacht mit bewundernswerter Standhaftigkeit hält, so sind an den bisher geschützten Flanken des Deutschen Reiches neue Gefahren entstanden, denen unsere Widerstandsfähigkeit nicht mehr gewachsen ist. Wir sind befiegt!

Nur eine wüste verlogene Demagogie kann noch den Versuch wagen, diese furchtbare Tatsache zu verschleiern. In der alldeutschen Presse findet man immer wieder den Hinweis darauf, daß unsere Truppen noch weit in Feindesland stehen. Es ist aber keine Frage, daß diese Truppen nicht imstande sind, den Sieg zu erzwingen, sondern es ist nur eine Frage, wie lange sie sich noch halten können. Drei Monate Krieg kosten dem deutschen Volk allein, schlecht gerechnet, Hunderttausend Tote und eine höhere Anzahl dauernd Beschädigter. Wir haben im Krieg schon soviel Menschen verloren, daß, wenn man ihre Zahl auf große Provinzen berechnet, diese Provinzen schon völlig ausgestorben wären. Der Frieden wird uns noch mehr kosten. Aber es ist sicherlich besser, Bevölkerungen, die bisher zum Deutschen Reich gehörten, unter anderer Staatshoheit, als unter der Erde zu wissen. Wenn wir noch drei Monate Krieg führten und damit Hunderttausend Deutsche zum Tode verurteilten, so wäre, menschlicher Voraussicht nach, durch den Tod dieser Hunderttausend gar nichts gewonnen. Von der Fortsetzung des Krieges haben wir weiter nichts zu erwarten, als daß der Feind schließlich in unser Land kommt und ein vollständiger innerer Zusammenbruch erfolgt. Daß dann die Bedingungen, die uns die Gegner stellen, leichter, die Möglichkeiten des Wiederaufbaus größer würden, kann kein denkender Mensch behaupten. Es bleibt uns darum auch heute schon nichts anderes übrig, als uns für Befiegt zu geben und mit den Siegern Frieden zu schließen. Die deutsche Note an Wilson spricht von einem Waffenstillstand und von einem Frieden der Gerechtigkeit. Das ist das, was wir wünschen, was wir aber heute längst nicht mehr mit Gewalt erzwingen können. Wenn die Gegner demütigende Bedingungen für den Waffenstillstand stellen und wenn die Sozialisten und Friedensfreunde darüber das nicht verhindern können, so wird die Zukunft damit vergiftet werden. Wenn dann ein Frieden nicht des Rechts, sondern des Siegerdiktats, nicht des Völkerbundes, sondern des Revanchegedankens kommen würde, so wären nicht wir Deutschen allein die Unterlegenen, mit uns wäre alles befiegt, was von diesem Krieg einen dauernden Gewinn für das ganze Menschengeschlecht erwartete. Wir müßten dann heimkehren, um uns auf eine Zukunft vorzubereiten, in der wir uns die Freiheit nach außen erkämpfen wollen. Jetzt den Kampf fortzusetzen, hätte keinen Sinn, was immer die Gegner vorhaben mögen. Gerade wer glaubt, daß wir später einmal noch sehr viel Kraft notwendig haben werden, müßte darauf bedacht sein, die Reste zu sparen, die wir noch besitzen.

Binnen kürzester Frist können uns die Waffenstillstandsbedingungen der Entente bekannt sein. Ihre Bekanntgabe wird aller Voraussicht nach gleichbedeutend sein mit ihrer Annahme, und man wird sehr bald in die Friedensverhandlungen eintreten. Diese Friedensverhandlungen werden auf keinen Fall abgebrochen werden, sie werden unter allen Umständen zum Frieden führen. Von der Einsicht der Gegner wird es abhängen, ob dieser Frieden ein wirklich dauernder sein kann oder ob dieser Weltkrieg nur das Vorspiel einer weiteren noch gewaltigeren Menschheitskatastrophe werden

wird, die vielleicht nur dann verhindert werden kann, wenn infolge der wachsenden Erkenntnis der Völker das Entschlossenheit an Deutschland begangene Unrecht auf friedlichem Wege wieder gutgemacht wird.

Was der Krieg bringt.

Deutscher Abendbericht.

Berlin, 29. Oktober, abends. (Amtlich.)
Leitkämpfe südlich der Dns und südlich Le Duesnoy. Zwischen Nizhne-Comte und an der Wisne scheiterten in den Nachmittagsstunden sehr heftige Angriffe der Franzosen.

Die Gefahren eines Gewaltfriedens.

Die pazifistischen Organisationen Deutschlands, die durch alle Wechselfälle des Krieges den Gedanken des Rechtfriedens vertreten haben, wenden sich an alle Gesinnungsgenossen der feindlichen und neutralen Länder mit dem Hinweis darauf, daß durch die Verwirklichung eines jetzt Deutschland im Ausland immer wieder angebotenen Gewaltfriedens, deren Möglichkeit vorausgesetzt, die sicheren Unterlagen schwinden würden, die allein dem allseits angestrebten Dauerfrieden Bestand geben können.

Verband für internationale Verständigung, Deutsche Friedensgesellschaft, Zentralstelle für Völkerrecht, Frauenausschuß für einen dauernden Frieden.

Dunkel ist der Rede Sinn.

Die „Rotterdamische Courant“ meldet aus London: In einem amtlichen Bericht von der Westfront heißt es, daß an verschiedenen Stellen der Front die Lage unverständlich sei, teils infolge des ungünstigen Wetters, teils infolge von Faktoren, wovon in diesem Augenblicke zu reden nicht klug wäre.

Kein Wirtschaftskrieg nach dem Kriege.

Wilson erklärte in einem Bericht an den Vorsitzenden der Finanzkommission hinsichtlich seiner 14 Punkte, er beabsichtige nicht, der inneren Wirtschaftspolitik irgend welche Beschränkungen vorzuschlagen. Aber was für einen Tarif eine Nation auch für notwendig halte, er sollte gleichzeitig auf alle Länder angewandt werden.

Der österreichisch-ungarische Bericht.

Wien, 29. Oktober. (Amtlich.)

Italienischer Kriegsjahraplaß.

Der gestrige Tag verlief für die tapferen Verteidiger des Molone, Vertica und Solarole ohne große Infanteriekämpfe. Im Bereich des Monte Spinuccia haben unsere Truppen durch Gegenstände Stellungserleichterungen durchgeföhrt. Im Alano-Boden wurden unsere Sicherungsabteilungen zurückgedrückt. Die von starken feindlichen Kräften gegen unsere dortigen Fernstellungen unternommenen Angriffe brachen unter schweren Feindverlusten zusammen. An der Piave tobt die Schlacht weiter. Der Feind vermaßte erhebliche Verstärkungen heranzuziehen und setzte unter Entwicklung mächtiger Artilleriemassen seine Angriffe fort. Es wurde bei Valdobbiadene südlich von Morago und Seragina nächst dem Piave-Mündung, südlich von Sufegane, bei Pozze und Polo di Piave erbittert gekämpft. Wohl gelang es den Ententetruppen, dank der tapferen, überaus aktiv geföhrteten Gegenwehr unserer Divisionen, nirgends unsere Stellungen zu durchbrechen, doch wurde gegen Abend der Entschluß gefaßt, die am stärksten angegriffenen Abschnitte in eine hintere Linie zurückzunehmen. Diese Bewegung wurde in der Nacht durchgeföhrt.

Balkan-Kriegsjahraplaß.

In Albanien haben unsere Nachhuttruppen Alesio geräumt. An der Drina-Grenze herrscht wieder Ruhe. In Serbien gingen unsere gestrigen Märsche ohne Geschichtsberührung mit dem Feind vor sich. Sie gelangten bis Palanka.

Die Friedensbitte Andrassys.

Der österreichisch-ungarische Minister des Äußeren, Graf Andrassy, richtete an den Staatssekretär Lansing folgendes Telegramm: Sofort nach der Übernahme der Leitung des Ministeriums des Äußeren habe ich die offizielle Antwort auf Ihre Note vom 18. 10. abgefaßt, aus welcher Sie entnehmen werden, daß wir in allen Punkten die Grundzüge annehmen, welche der Präsident der Vereinigten Staaten in seinen verschiedenen Erklärungen aufgestellt hat. In voller Uebereinstimmung mit den Bestrebungen des Herrn Wilson zur Sicherung vor künftigen Kriegen und zur Schaffung einer Völkerfamilie trafen wir bereits Vorbereitungen, damit die Völker Oesterreichs und Ungarns ihre künftige Gestaltung nach eigenem Wunsch gänzlich unbehindert bestimmen und vollziehen können. Seit dem Regierungsantritt des Kaisers und Königs Karl war es sein unentwegtes Bestreben, das Ende des Krieges herbeizuföhren. Mehr als je ist der Wunsch aller Völker Oesterreichs, Ungarns, die von gleicher Ueberzeugung durchdrungen sind, daß ihr künftiges Schicksal nur in einer friedlichen Welt, frei von Erschütterungen, Prüfungen, Entbehrungen und Bitternissen des Krieges, gestaltet werden könne. Ich wende mich deshalb direkt an Sie, Herr Staatssekretär, mit der Bitte, bei dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten dahin wirken zu wollen, daß im Interesse der Humanität sowie im Interesse aller Völker, die in Oesterreich-Ungarn leben, der

sofortige Waffenstillstand an allen Fronten Oesterreich-Ungarns herbeigeföhrt werde und die Einleitung von Friedensverhandlungen erfolge.

Deutsch-Oesterreichs Friedenswünsche an Wilson.

Der Volksgutsausschuß der deutsch-österreichischen Nationalversammlung beschloß, die an Wilson zu richtende Note der heutigen Volksversammlung zur Beschlußfassung vorzulegen. Die Note macht zunächst von der Konstituierung des deutsch-österreichischen Staates Mitteilung, der die Gebietshoheit über das Gebiet des bisherigen Oesterreich beansprucht, in dem die deutsche Bevölkerung die Mehrheit bildet. Der deutsch-österreichische Staat verlangt, daß seine Vertreter als Vertreter eines selbständigen Staates zu den Friedensverhandlungen zugelassen werden und mit den Vertretern der anderen Nationen über die Bedingungen des Friedens verhandeln. Er bittet den Präsidenten, ihm Gelegenheit zu geben, unverzüglich in gerechte Verhandlungen mit den Vertretern aller kriegführenden Mächte einzutreten. Der Volksgutsausschuß verpflichtet sich zur Annahme folgender Grundzüge: Vorbehaltlose Annahme der in den Bottschaften Wilsons niedergelegten Grundzüge und Anerkennung der tschechisch-slowakischen und südslawischen Nationen als vollkommen unabhängige Staaten, sowie Regelung der deutsch-österreichischen Beziehungen mit diesen durch freie Vereinbarung. Eventuelle Streitfragen sind der Entscheidung eines Schiedsgerichts zu unterwerfen. Die Note erörtert die Frage der deutschen Gebiete der Sudetenländer und erklärt, es sei selbstverständlich, daß der neue deutsch-österreichische Staat auch die deutschen Gebiete Böhmens, Mährens und Schlesiens mit 3 1/2 Millionen Deutschen beanspruche. Der Volksgutsausschuß sei überzeugt, daß Wilson es ablehnen werde, 3 1/2 Millionen Deutsche gegen ihren Willen dem tschechischen Staat zu unterwerfen und sie zu einem Verzeiwungskampf gegen die ihnen drohende Fremdherrschaft zu zwingen. Sie fordern, daß die deutschen Gebiete Böhmens, Mährens und Schlesiens als Bestandteile des deutsch-österreichischen Staates anerkannt werden und ihre künftige staatliche Zugehörigkeit in Gemeinschaft mit ihnen frei bestimmen sollen. Sollte sich eine vertragliche Festsetzung der Grenzen als unmöglich erweisen, so soll die Bestimmung der unstrittigen Gebiete selbst durch allgemeine Volksabstimmung entscheiden, zu welchem Staate sie gehören will. In analoger Weise wäre diese Grundlinie auch auf die deutschen Siedlungsgebiete im Süden und auf die Regelung der staatlichen Grenzen gegen Italien und den südslawischen Staat anzuwenden. Die Note schließt mit einem Appell an den Präsidenten, seine Autorität für das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Nation einzusetzen, sowie dafür, daß die sofortige allgemeine Waffenruhe auf der Front eintritt.

Die Lage in der Donaumonarchie.

wird immer verzweifelter. Wir haben gestern bereits berichtet, daß in Budapest geschossen wird. Heute kommt nun aus Prag die Meldung, daß es auch dort, trotz der amtlichen Dementis, drunter und drüber geht. Es ist dort zu einem vollständigen Umsturz gekommen. Der tschechische Nationalausschuß hat die lokale Regierung in die Hand genommen. Die kaiserlichen Abzeichen und Adler wurden überall entfernt. Nach Erscheinen der Sonderblätter mit den Friedensgerüchten strömten Tausende auf die Straßen. Tschechische Nationallieder wurden gesungen, auf allen freien Plätzen Ansprachen gehalten, in denen die Verherrlichung der tschechischen Republik zum Ausdruck kam, und die ungeheuren Jubel entsetzten. Tschechische Offiziere und Soldaten nahmen ihre Kappen ab und rissen die Kokarden herunter. Deutsch-österreichische und ungarische Soldaten wurden angehalten und gezwungen, die kaiserlichen Abzeichen herunter zu nehmen. Die tschechischen Soldaten schmückten ihre Kappen mit Bändern in tschechischen Farben und zogen zum Wenzelplatz. An den Postgebäuden sowie an allen übrigen staatlichen Gebäuden wurden die Adler heruntergerissen und mit Füßen getreten, ebenso die Schilder von deutschen Firmen und vom reichsdeutschen Hilfsverein. Ueberall hielten Agitatoren Ansprachen an die Menge. Der Statthalter reiste nach Wien, ebenso der Polizeidirektor. Tschechische Militärmusik durchzieht die Straßen und spielt tschechische Nationallieder.

Gegen die tschechischen Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, auch nicht tschechisches Land zu annektieren, macht sich immer mehr eine Gegenströmung geltend. In Prag fand eine Vertrauensmännerversammlung des Deutschen Volksrates in Böhmen statt, die sich für den Anschluß Deutsch-Böhmens an das Deutsche Reich aussprach, und an die Deutsche Nationalversammlung in Wien eine Kundgebung richtete, in der sie als deren erste Aufgabe die Herstellung einer dauernden staatsrechtlichen Verbindung mit dem Deutschen Reich bezeichnet und die Errichtung einer Provinz Deutsch-Böhmen verlangt. An den deutschen Reichskanzler wurde ein Telegramm gerichtet, in dem dem unerträglichsten Gefühl unzerbrechlicher Gemeinamkeit mit den deutschen Stammesbrüdern Ausdruck verliehen und dem Volke und der Regierung des Deutschen Reiches versichert wird, daß Deutsch-Böhmen auf Grund des Selbstbestimmungsrechts unbeugbar sein Schicksal mit dem gesamten deutschen Volke verbunden fühle.

Die türkischen Sonderfriedensbestrebungen.

Aus Bern meldet man Basler Blättern: Der türkische Gesandte in Bern hat der französischen Botschaft und der englischen Gesandtschaft eine Note der türkischen Regierung an die französische

und englische Regierung übermitteln, die um Waffenstillstand und Frieden bitten und die von Laasat Pascha an den Präsidenten Wilson gerichtete Note bestätigen.

Zur Frage der internationalen Sozialistenkonferenz.

WAB. Amsterdam, 29. Oktober. Das „Allgemeine Handelsblatt“ berichtet: Auf eine Anfrage Brantings vom 25. Oktober, ob es nicht zeitgemäß sein würde, eine Konferenz der Internationalen Delegierten, antwortete die holländische Delegation mit folgendem Telegramm an Branting: Die holländische Delegation im Internationalen Sozialistischen Bureau ist heute zusammengetreten, um Ihre Telegramme zu erwägen. Angenommen, daß das Programm von Wilson, das in seinen 14 Punkten enthalten ist, von den sozialistischen Parteien der Entente-Länder und durch die Regierungen der Mittelmächte angenommen ist, konstatieren wir, daß die Grundlage vorhanden ist für einen demokratischen, dauerhaften Frieden, der durch den Völkerbund gewährleistet wird. Die Internationale hat deshalb zur Aufgabe, den Widerstand gegen die Unterhandlungen auf dieser Grundlage überall, wo er sich zeigt, zu überwinden. Die Internationale hat die Pflicht, die demokratische Entwicklung zu unterstützen, die in Deutschland begonnen hat, die zu einer vollständigen, bleibenden Verdrängung des militärischen Regierungssystems durch die Souveränität des Volkes führen muß. Hieraus ergibt sich die dringende Notwendigkeit einer internationalen sozialistischen Konferenz. Es ist notwendig, daß andere skandinavische Abgeordnete des holländisch-skandinavischen Komitees und die Delegierten des Vollzugsausschusses und des Internationalen Sozialistischen Bureaus zusammenkommen, um die Organisation der Konferenz zu regeln. Wir ersuchen Sie, zu diesem Zwecke sofort hierherzukommen. Wir senden daselbe Telegramm an Hunsman, Troelstra, van Kol, Albarada, Bliegen, Wibaut.

Die Furcht der Weißen.

Der Berichterstatter von „Stockholms Tidningen“ in Helsinki erzählt von gutunterrichteter Seite, daß Finnlands außenpolitische Lage sehr ernst sei. Man befürchte, daß die Bolschewiki Finnland überfallen wollen.

Diese Befürchtung ist nach unserer Auffassung wohl kaum begründet. Vielmehr dürften die jetzigen Machthaber in Finnland Furcht davor haben, daß der Wind, den sie mit deutscher Hilfe in ihrem Lande geist haben, jetzt in Sturm ausarten wird. Und dieser Sturm könnte sehr leicht auch ihre Herrschaft wegwehen. Deshalb ihr Nachsicht!

Sowjet-Rußland und Trust-Amerika.

Tschicklerin hat am 21. Oktober an Wilson eine sehr lange Note gerichtet, die allerdings unter stark ironischen Bemerkungen, Rußlands Einverständnis zur Beteiligung an der allgemeinen Friedenskonferenz ausspricht. Bezüglich der Räumung der besetzten Gebiete wird angefragt, wann die Entente Rumänien, Argentinien und Sibirien räumen wollen. Es wird um nähere Auskunft über den Völkerverbund ersucht, besonders darüber, ob er auch die Befreiung Irlands, Ägyptens, Indiens und der Philippinen bringen solle. Wie sollten die allgemeinen Kriegslagen aufgehoben werden, wenn nicht durch die Ungültigkeitserklärung sämtlicher Kriegsschulden, wie sollte Belgien gehalten werden, wenn nicht alle sich daran beteiligten helfen, wozu Rußland gern bereit sei? Der richtige Völkerverbund müßte nur auf der Entziehung aller Kapitalisten beruhen, sonst würde er ein Völkerverband der Kapitalisten gegen die Völker werden. Weiter wird gefragt, was Frankreich als Ersatz für die zugestrichenen russischen Schulden verlange. Der Ton läßt aber nicht darauf schließen, daß ein Einsehen auf diese Vorkläge beabsichtigt wird. Zum Schluß wird nochmals um Antwort gebeten, mit dem Hinweis, daß Schweigen auch eine Antwort sei.

Die italienischen Sozialisten für einen gerechten Frieden.

Der Berner „Bund“ meldet aus Mailand: Der „Avanti“ veröffentlicht den Text eines Antrages, den die sozialistische Kammergruppe dem Parlament vorgelegt hat. Der Antrag verlangt, daß in den Friedensverhandlungen peinlich der Geist der Unterdrückung, der Vorherrschafft, der Repressalien sowie jede imperialistische Tendenz vermieden werde. Es soll auch die Möglichkeit eines jeden zukünftigen Revanchekrieges beseitigt werden. Das Selbstbestimmungsrecht soll unerschrocken bleiben. Der wirtschaftlichen Annäherung der Völker und Staaten, sowohl der Kriegsverwunden als auch der Neutralen, soll ein möglichst großer Spielraum geboten werden. Es soll keine nationale Vorfürsorge gekostet werden, vielmehr auf eine einzige große produktive Weltwirtschaft hingearbeitet werden. Der Antrag verlangt ferner die Beseitigung der Zensur und der Ausnahmegerichte sowie die Ermächtigung für alle politischen Fehler des Krieges.

Für den Wilsonfrieden

Improvisiert mit 285 gegen 122 Stimmen eine Lesung des englischen Kohlenarbeiterverbandes in Wales aus. Ebenso stimmten ihm die sozialistischen Organisationen des Allgemeinen Arbeiterverbandes in Frankreich, der Liga für Menschenrechte der Republikanischen Bewegung und der sozialdemokratischen Partei in Paris in einem Manifest zu. Jede anderweitige Ausdehnung würden, es heißt es in dem Manifest, auf den entscheidenden Widerstand der demokratischen Kreise aller alliierten Länder stoßen. Die gesamten Organisationen erwarten von der transatlantischen Regierung, daß sie im Einvernehmen mit ihren Verbänden und mit Wilson auf das Waffenstillstandsangebot der Zentralmächte die entscheidende aber auch verbindliche Antwort erteilt und sich allein von dem wirklichen Interesse der Völker leiten läßt.

Das Frauenwahlrecht in England.

Nach einem Havas-Bericht aus London nahm das Unterhaus am 27. gegen 25 Stimmen einen Antrag an, der einen Gesetzesentwurf für die Wählbarkeit der Frauen in das Parlament forderte.

In England hat man die Notwendigkeiten der Zeit erkannt: Hoffentlich ist auch in Deutschland der Zeitpunkt nicht mehr allzu fern, wo man die Frauen als gleichberechtigte Staatsbürger anerkennt.

Ein Stimmungszeichen aus England.

Das House of Commons, der Vorläufer des Bundes der Briten und irischen Arbeiter, hat am 27. gegen 25 Stimmen einen Gesetzesentwurf für die Wählbarkeit der Frauen in das Parlament gewählt.

Eine Konferenz der Mitteleuropäer in Amerika.

Die Niederländische Press-Agentur meldet: Nach dreitägiger Konferenz in dem Unabhängigkeitsaal in Philadelphia gaben Vertreter mitteleuropäischer Nationalitäten folgende Erklärung ab:

Wir, Vertreter von über 50 Millionen, die zu einer Reihe von Nationen gehören, welche zwischen Ostsee, Schwarzem und Adriatischem Meere wohnen und Tschecho-Slowaken, Polen, Südslawen, Ukrainer, Albaner, italienische Zercedente, Griechen, Jonisten und Armenier umfassen und ganz oder teilweise fremder Herrschaft unterworfen sind, schlagen folgende Punkte zur Regelung auf der Friedenskonferenz vor:

1. Alle Regierungen teilen ihre Macht von der Zustimmung der Regierten ab.
2. Jedes Volk hat ein Recht zur Organisation seiner eigenen Regierung nach solchen Grundsätzen und Bedingungen, von denen es glaubt, daß seine Wohlfahrt, Sicherheit und Glück am besten gefördert wird.
3. daß der freien und natürlichen Entwicklung der Ideale eines jeden Staates ihre normale, unbehinderte Richtung gestattet wird, wenn diese Richtung nicht die gemeinsamen Interessen aller schädigt oder bedroht.
4. daß keine Geheimdiplomatie bestehen soll. Vereinbarungen zwischen den Nationen sollten vor ihrer Ratifizierung bekanntgegeben werden.
5. daß der Völkerverbund durch einen gemeinsamen und verpflichtenden Vertrag zur aufrichtigen und praktischen Zusammenarbeit gebildet werden sollte, um die Gerechtigkeit und dadurch den Frieden zwischen den Nationen zu sichern. Im Laufe unserer Geschichte waren wir geteilt und Opfer aggressiver, selbstherrlicher Nationen und autokratischer Dynastien und der Gewalt durch Waffen. Wir erwiderten die Zerstörung unserer Städte, Dörfer, Heimstätten und Länder. Das Recht der freien Rede und das Versammlungsrecht ist uns versagt worden. Kaiserlich ist die Ideale der mitteleuropäischen Nationen und die Bedeutung der Erklärung auseinander und hat um die Unterdrückung Amerikas.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Die Stichwahl in Berlin: I.

Bei der Stichwahl im ersten Berliner Reichstagswahlkreis wurden abgegeben für den Geh. Justizrat Kemner (Fortschr.) 2607 Stimmen, für Genossen Heiman 2234 Stimmen. Kemner ist somit gewählt.

Bei der Hauptwahl erhielten Stimmen: Genosse Heiman 1729, Kemner 2204, Müller (N. S.) 513, Gellert (Deutsche Angekl. und Arbeiter-Partei) 178. Genosse Heiman hat also rund 200, Kemner rund 300 Stimmen gewonnen. Man wird erst nähere Mitteilungen abwarten müssen, um beurteilen zu können, ob nicht durch die Stimmhaltungsspanne der Unabhängigen der Kreis den Gegnern in die Hände gespielt worden ist.

Berufung in die Reichskanzlei.

An Stelle des Unterstaatssekretärs Wahnschaffe tritt in die Reichskanzlei Geheimrat Simons vom Auswärtigen Amt ein. Er ist ein guter Kenner der auswärtigen Politik.

Die Frauen für den Frieden.

Die weiblichen Parteifunktionäre Groß-Berlins veröffentlichten folgenden Aufruf:

Angesichts der bangen Frage, die jetzt alle Köpfe und Herzen bewegt: Bringt uns die nächste Zeit das Ende des schrecklichen Mordens? Halten es die sozialdemokratischen Frauen Groß-Berlins für ihre Pflicht, den Reichstag und die Regierung nicht im Zweifel über die Stimmung der Frauen in der Arbeiterschaft zu lassen.

Wohl wissen wir alle, daß die neue Mehrheitsregierung und besonders ihre sozialdemokratischen Mitglieder es als ihre ernste Aufgabe ansehen, dem Lande den Frieden zu bringen. Noch aber gibt es eine harte Richtung im Lande, die in Furcht vor harten Forderungen gegenüber der Arbeiterschaft die letzten Menschheitsrechte anjagen, dem Volke die letzten, schwersten Entbehrungen zumuten möchte, um den Zusammenbruch aufzuhalten.

Bei dem Umfang dieser Propaganda könnte die Meinung entstehen, als ob auch die Arbeiterschaft auf diesem Boden stünde. Die Arbeiterschaft wird heute zum großen Teil durch Frauen repräsentiert. Diese Arbeiterfrauen haben einen ungeheuren Teil der Kriegslasten getragen; sie haben es durch ihre Arbeit überhaupt erst möglich gemacht, das Wirtschaftsleben aufrechtzuerhalten und den Krieg zu führen.

Man aber, da eine Politik bloßer Gewalt zum Zusammenbruch führe, wollen sie für diese Politik nicht länger leiden.

Sie betrachten es nicht als eine Ehrlosigkeit, wenn das deutsche Volk nach vier Jahren heldenmütigen Kampfes jetzt offen und frei erklärt: Wir sind besiegt. Sie würden es aber nie und nimmer verstehen, wenn um des Scheines willen noch mehr kostbares Blut vergossen werden sollte.

In Berücksichtigung der Tatsache, daß die Kriegslage in der Zukunft für uns nicht mehr günstiger werden kann, daß der Kampf nur noch unmenslicher und furchtbarer würde, um schließlich zu noch schlimmeren Ende zu führen, halten es die deutschen Arbeiterfrauen im Interesse des Vaterlandes für geboten, den bevorstehenden Frieden zu schließen.

Sie halten es für die Ehrenpflicht des deutschen Volkes, seine inneren Verhältnisse zu gestalten, daß der deutsche Name die Achtung in der Welt genießt, die einem freien, tüchtigen Volke gebührt.

Wie die männlichen Arbeiter, so begreifen auch die denkenden Frauen im Proletariat, daß uns der Friede jetzt trotz aller notwendiger Opfer eine bessere Zukunft brächte, daß er uns ein demokratischeres Land bewahrte, ein Land, in dem wir alle in Freiheit weiterarbeiten können, bis wir für unsere Kinder ein menschenwürdiges Dasein errungen haben.

Das heißt: Wir wollen den Frieden!
Und deshalb fordern wir den Frieden und werden uns jedem Versuch entgegenstellen, ihn hinauszuzögern.

Aus Lübeck und den Hamburggebieten.

Mittwoch, 30. Oktober.

Die Wahlreform in den Hansestädten

Es nannte in ein entzündendes Stadium getreten. Die weltweitschmerzlichen Ereignisse drängen die gegenwärtig nach maßgebenden Kreise dahin, nun endlich, wenn auch widerstrebend, den Wünschen der großen Mehrheit der Bevölkerung nach haarscharflicher Gleichberechtigung doch wenigstens zu einem Teil Rechnung zu tragen. In dem einzig voll befriedigenden Entschluß, das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht für alle großjährigen Einwohner, also Männer und Frauen, haben sie sich allerdings noch nicht entschlossen. Doch in seiner letzten Mitglieder-Versammlung hat der Sozialdemokratische Verein für den Wahlkreis Lübeck diese Forderung wieder erhoben und ihre nachdrück-

liche Vertretung in der Bürgerchaft und in der gemeinsamen Kommission für die Abänderung des Lübschen Wahlrechts ist sicher. Wir können wohl darauf rechnen, daß in den nächsten Tagen der Lübsche Senat bekannt geben wird, wie er sich die Neugestaltung des Wahlrechts denkt. In den beiden Schwesterstädten Hamburg und Bremen, mit denen unsere Regierung doch wohl in dieser Frage nicht ohne Verbindung geblieben ist, geht man jetzt damit voran.

Die Vorlage über die Abänderung der Bremer Verfassung ist Montag abend erschienen. Danach soll das Wahlrecht und die Zusammensetzung der Bürgerchaft gänzlich umgestaltet werden. Die Senatskommission haben der Verfassungsdeputation vorgeschlagen, das Wahlrecht und die Zusammensetzung der Bürgerchaft auf folgender Grundlage zu regeln: Die Bürgerchaft besteht aus 150 Mitgliedern. Von ihnen werden 112 Vertreter in allgemeiner, gleicher, geheimer und unmittelbarer Wahlen nach dem System der Verhältniswahl, 38 Vertreter von den Berufsgruppen gewählt. Von diesen 38 Vertretern wählen: die Gelehrten 6 Vertreter, die Kaufleute 18, die Gewerbetreibenden 10, die Landwirte 2 und die Kleinrentner 2 Vertreter. Die Senatskommission haben, dieser Regelung der Wahlen zur Bürgerchaft, vorbehaltlich aller Einzelheiten, ihre Zustimmung gegeben. Nachdem ein Antrag, sämtliche Vertreter der Bürgerchaft aus allgemeinen Wahlen hervorgehen zu lassen, abgelehnt wurde, hat die Deputation den von der Senatskommission vorgeschlagenen Grundrissen mit allen gegen eine Stimme zugestimmt. Die Vorlage wird bereits am heutigen Mittwoch in der Bürgerchaft verhandelt werden.

Nach der in Hamburg geplanten Reform würden ebenfalls drei Viertel (120) Mitglieder aus den allgemeinen, direkten Wahlen hervorgehen und ein Viertel (40) aus Notablenwahlen. Eine Änderung dieses Verhältnisses zugunsten der Notablenwahlen würde, so bemerkt das „S. Fremdbld.“, schwerlich auf Zustimmung der Mehrheit der Bürgerchaft zu rechnen haben. Dagegen könnten die Notablenwahlen auf eine breitere Basis als bisher gestellt werden.

Man wird wahrscheinlich nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß auch die Lübecker Wahlreform, wie der Senat sie jetzt plant, nach diesem Hamburger und Bremer Vorbild beschaffen ist. Darüber wird, wie gesagt, bald Klarheit erfolgen müssen.

Um eine Verbesserung der Ernährung

herbeizuführen, hat das Gewerkschaftskartell, in Gemeinschaft mit den hiesigen Beamten- und Angestellten-Organisationen, folgende Eingabe an den Senat gerichtet:

Am 11. September er. wurden vom Hohen Senat die Eingaben der Unterzeichneten unter Bezugnahme auf eine in der hiesigen Tagespresse veröffentlichten Darlegung der Verjorgung unseres Staatsgebietes mit Nahrung, Fenerung, Beleuchtungs-mitteln und Kleidung dahingehend beantwortet, daß die Verjorgung Lübeds ebenso gut, ja sogar noch besser sei, als in anderen Städten von gleicher Größe, und bei gutem Willen ebenso gut getragen werden könnte, wie im vergangenen Winter.

Wenn auch die Unterzeichneten es begrüßen, daß die Kartoffelverjorgung durch eine allgemeine Preisreduktion, deren Differenz vom State getragen wird, wieder erleichtert wurde, so können sie trotzdem nicht anerkennen, daß die Verjorgung ebenso gut wie im Vorjahre genannt werden kann. Aus dem Grunde sehen sie sich genötigt, abermals an den Senat heranzutreten und ihm folgendes zu unterbreiten:

Die fleischlosen Wochen, die wegen der über das ganze Reich verbreiteten Geheimnishaftungen und des Schleichhandels mit deren Produkten, eingeführt werden mußten, haben die Ernährung der breiten Volksschichten noch weiter erheblich verschlechtert, zumal ausreichender Ersatz bisher nicht gewährt worden ist. Dazu ist die Milch knapper und schlechter geworden. Sie weist einen weit geringeren Fettgehalt auf als sonst. Brotausfluß, Margarine und Kunstbutter — von Bienenhonig gar nicht zu reden — fehlen noch immer, trotzdem wegen der Beschlagnahme den breiten Volksschichten das Obst vorzuenthalten wurde, was leider nicht ausreicht, daß sich zahlungsfähige Leute reichlich mit Obst versorgen konnten. An Sondernährmitteln gibt es in Lübed so gut wie nichts. Käse, Quark, Milchfabrikate, ja sogar Fische und Fischräucherwaren, sind Dinge, die man hier nur noch den Namen nach kennt. In Bayern wird die Bevölkerung das ganze Jahr hindurch, auf Grund der Kajakarte, mit Fettlake versorgt. Im Süden des Reiches gibt es oft Fett- und Magertage, auch in unserer Nachbarschaft, Schleswig-Holstein und Mecklenburg, wird periodisch Käse verteilt, den wir in Lübed bisher ganz entbehren mußten, obwohl er wegen seines Kaltehaltes für die Ernährung sehr wichtig ist. In Nachbarräumen wie Altona, Rotherd. u. a. ist auch die Fettverjorgung besser gewesen, indem es im Sommer meist 60 Gramm Butter pro Woche gegeben hat und nur seltener Margarine. Auch ist dort die Verteilung von Sondernährmitteln wie Käse usw. so geregelt, daß die Stadt in Lezire eingeteilt ist, wie hier bei den Brotkarten, und diese bei nicht ausreichender Zufuhr, abwechselnd befreit werden. Von Fischzufuhren erhält ein Teil unserer Bevölkerung gar keine Kenntnis und muß die Fischkarte verfallen lassen. Nur solche, die täglich die Markt-kasse besorgen und Zeit haben, herumlang zu stehen, sind in der Lage, die Fischkarte auszunutzen. Ohne die Verteilung von Knochen und Rippen — auf die der Senat in seiner Antwort als besondres Glück für Lübed hinwies — wäre auch längst eine Kas-telfortbe eingetreten. Gerade die ungenügende Ernährung macht die Menschen widerstandlos und trägt erheblich zu der unheilvollen Verbreitung der Grippe und anderer Krankheiten bei und wird so die Ursache zu den vielen Sterbefällen, die zahlreiche Familien heimführen. Und dann ist die Mehrheit der Arbeiter und Angestellten an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelommen und fordert gebieterisch eine Verkürzung der Arbeitszeit.

Diese Tatsachen, sowie die im Winter noch stärker drohende Krankheitsgefahr sind es, die die Unterzeichneten veranlassen, einem Hohen Senat folgende Entschickung zu unterbreiten: Das Gewerkschaftskartell, der Lübecker Beamtenbund und die Interessenorganisation der Privatangestellten Lübeds protestieren entschieden:

Gegen die allgemein beobachtete Zurückhaltung Lübeds bei der Zuteilung von Lebensmitteln durch die Reichsbehörden; gegen die Selbstverjorgung zahlungsfähiger Volksgenossen mit allen Nahrungsmitteln auf dem Wege des gewerksmäßig-schleichhandels zu Preisen, die für alle übrigen Volksschichten unerträglich sind;

gegen die ungünstigen Ernährungsverhältnisse, die durch geduldeten Sonderverteil in einzelnen Bezirken des Reiches bestehen.

Die Unterzeichneten ersuchen hiermit den Hohen Senat bei den Reichsbehörden dahin vorstellig zu werden:

Eine reichliche und rücksichtslose Erfüllung aller erzeugten Lebensmittel und deren Zwangsverteilung herbeizuführen; einen Unterschied in den Bekleidungsklassen, deren jetzt nach Angaben des Polizeiamtes über bestehen, nicht mehr zu machen, sondern alle Städte über 30 000 Einwohner gleichmäßig zu befeuern.

Infolgedessen die Zuführung aller Arten Lebensmittel, auch See- und Süßwasserfische, für die allgemeine Rationierung. Gleichmäßige Belieferung mit Fett, Fleisch und Molkereiprodukten, insbesondere auch Käse, und unverzügliche Beseitigung von Brotausflußmitteln, oder entsprechende Ersatz in Form von Zucker zu fordern.

Ferner Freilegung von Höchstpreisen, die den Verdiensten der Arbeiter, Angestellten und Beamten entsprechen;

die Erhöhung der Brotkarte auf 4 Pfund und der Kartoffelration auf mindestens 10 Pfund pro Kopf und Woche. (Das Letztere ist wegen der vielen schlechten und ungenießbaren Kartoffeln erforderlich.)

Gleichzeitig ersuchen wir um Einstellung der Sondernährstoffe für Selbstverjorer und gänzliche Beseitigung derselben für den übrigen, die es erst während des Krieges gewar-

Wie um Einstellung aller außerhalb der gesetzlichen Ration...

Durch einseitige Vorstellung bei den Reichsbehörden im Sinne...

Die „Unabhängigen“

haben in den letzten Tagen auch in Lübeck in verschiedenen...

Gerade sie waren es, die noch in letzter Zeit in manchen...

Die Eingetragten des Proletariats wird in dem Flugblatt...

„Und heute wagt man zu sagen, man habe mit Entschiedenheit...

Ueber die Grippe.

Wie groß sind die Gefahren der Grippe? Das Gedächtnis der Ärzte...

Gibt es eine Immunität? Das ist die sehr bezweifelbare...

Wann dürfte die Epidemie erlöschen sein? Die Epidemie...

Gegenwärtig müßt auch in Lübeck die Grippe noch immer...

Weihnachtsplatzverkehr nach dem Felde. Um die über die...

Für die 9. Kriegsanleihe zeichnete der Konsumverein für...

Das Geschäft mit Weihnachtsfesten. Frau Clara Wolfson's...

Der amtliche Kriegsbericht.

W.W. Großes Hauptquartier, 30. Okt. (Amtlich.) Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. In der Gys-Niederung...

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Am Döse-Kanal...

Wir schossen gestern 27 feindliche Flugzeuge und 6 Zeppelin...

Der Chef des Generalstabes des Feldheeres.

Der Appell an die Pflicht gegenüber dem Vaterlande...

solche unbeitestete Ware nicht zu behalten und auch nicht zu...

Stockdorf. „Zwischen Krieg und Frieden“, so lautet das Thema...

Hamburg. Raubmord. Als der am Steinmann 111 wohnende...

Hamburg. Unter die Räuber gefallen. Das Opfer eines räuberischen...

Riel. Wegen veruchten Landesverrats verurteilt das außerordentliche...

Elmhorn. Großfeuer zerstörte den Dampftraktor gegenüber...

Glücksburg. Brandstiftung aus Rache. Das den Brüdern Karl...

Dittmarschen. Raubmord. In dem im Rummhorn gelegenen...

ihrem Bette durch Messerhiebe und Schnitte fast unkenntlich...

Theater und Musik.

Stadtheater. „Die Straße nach Steinach“, eine ernste Komödie...

Biga Sekurius, deren Onkel Geheimrat ist und über deren Vater...

Herr Neuhauer hatte sie recht geschmackvoll in Szene gesetzt...

Gewerkschaftsbewegung.

Beschlagnahme der „Holzarbeiter-Zeitung“. Die neueste Nummer...

Sociales.

Die Petroleumnot.

Ein bayerisches Parteiblatt hat dieser Tage lebhafteste Klage über...

Aus dem Gerichtssaal.

Wegen eines Apfels ins Gefängnis. Aus Koburg wird berichtet...

Ein aufgehobenes Todesurteil. Der finnische Eisenbahnhaupt...

Neueste Nachrichten.

Das Verhalten Österreich-Ungarns. Berlin, 30. Oktober. Wie das...

Die Demobilisierung der Arbeiterschaft.

Auf Anfrage eines Abgeordneten gab in dem Ausschuß des Reichstags für Handel und Gewerbe Unterstaatssekretär im Reichswirtschaftsamt Dr. Müller

Auskunft über die von der Regierung zur Vorbereitung der Demobilisierung getroffenen Maßnahmen, wobei er hervorhob, daß die Frage der Demobilisierung der augenblicklichen und etwa noch zu erwartenden militärischen Situation Rechnung tragen müsse. Nach den Mitteilungen des Unterstaatssekretärs hat der Reichsminister beim Reichswirtschaftsamt eine Kommission für Demobilisierung der Arbeiterschaft berufen, der die Reichsbehörden, die Bundesstaatlichen Regierungen, Vertreter der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft, der Angelegten- und Arbeitnehmerorganisation angehören. Die etwa 40 Mitglieder umfassende Kommission hat einen Ausschuß von 9 Mitgliedern mit der schnellen Vorbereitung der erforderlichen Maßnahmen beauftragt, der die Führung mit allen in Frage kommenden Behörden, insbesondere den militärischen Stellen und den Kommunen und mit den wichtigsten Berufszweigen aufgenommen hat. Der Unterstaatssekretär legte sodann die Gesichtspunkte dar, nach denen eine etwaige Demobilisierung erfolgen soll. Er berührte hierbei die Frage der Umstellung der Heeresangehörigen nach dem Gesichtspunkte eines möglichst schnellen Wiederaufbaues des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens. Der grundlegende Plan sei bereits vor längerer Zeit von der Militärbehörde im Zusammenwirken mit den übrigen beteiligten Stellen ausgearbeitet. Zurzeit schwebten Verhandlungen, die auf eine Vereinigung und Verkürzung des Entlassungsverfahrens abzielten. Der Unterstaatssekretär hob dabei hervor, daß nicht beabsichtigt sei, die Rückführung der Arbeiter im gegebenen Augenblick sofort zu entlassen, vielmehr werde eine Lösung gesucht, die ihre Weiterbeschäftigung ermöglicht. Ebenso sei die Frage einer Erwerbs- und Arbeitslosenunterstützung in Bearbeitung. Zum Zwecke der Arbeitsbeschaffung würde die sofortige Vergebung rückständiger Staats- und Kommunalaufträge, sowie die Inangriffnahme neuer Arbeiten und die Bereitstellung hierfür notwendiger Mittel durch Reich, Staat und Kommune ins Auge zu fassen sein. Redner behandelte weiter eingehend die Frage der Beschäftigung der Industrie und des Handwerks und die damit in engem Zusammenhang stehende Verteilung der vorhandenen Rohstoffe und die Zuleitung der betriebszugehörigen in Heeresdiensten stehenden Personen an ihre alte Arbeitsstätte. In erster Linie dürften dabei wohl diejenigen Gruppen zurückzuführen sein, die zum Wiederaufbau des Staats- und Wirtschaftslebens sofort notwendig seien, wie Betriebsunternehmer, Werkmeister, Land-, Berg- und Transportarbeiter und Beamte aller Art. Sobald die Zurückführung möglich sein werde, dürften den Landwirten, Gewerbetreibenden und Unternehmern die Möglichkeit gegeben werden, die namentliche Anforderung von Arbeitskräften zu bewirken.

Der Ausschuß beschäftigte sich sodann mit dem Gesetzentwurf über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen für die Uebergangswirtschaft.

Vom Zentrum wurde beantragt, daß zum mindesten vor Erlass einer Anordnung, die das Wirtschaftsleben berührt, die Zustimmung des Ausschusses eingeholt und auf Verlangen desselben wieder aufzuheben sei. Von den Nationalliberalen lag ein ähnlicher Antrag vor.

Unterstaatssekretär Köpfer vom Reichswirtschaftsamt sagte die erhobenen Bedenken durch Zusagen zu zerstreuen und bemerkte zum Ermächtigungsgesetz vom 4. August 1914: Ohne dieses wäre es nicht möglich gewesen, die Kriegswirtschaft aufzubauen und den ständigen Veränderungen im Kriegswirtschaftsleben und überraschenden Ereignissen rechtzeitig Rechnung zu tragen. Es ist ein dauerndes Ruhmesblatt des Reichstags, daß er seinerzeit dem Ermächtigungsgesetz seine Zustimmung gegeben hat. Das Verlangen, dem Reichstage das Recht zu geben, eine Neuordnung des Bundesrats wieder aufzuheben, gehe zu weit.

Ohne Befriedigung über den Gesetzentwurf und die vorgelegten Anträge wurde schließlich die Beratung abgebrochen.

Für die sofortige Einberufung der Internationale.

Ueber die neuen Schritte der schwedischen Sozialdemokratie zur sofortigen Wiederberufung der sozialistischen Internationale teilt Branting im Stockholmer „Sozialdemokraten“ u. a. folgendes mit:

„Der Gedankenaustausch zwischen Berlin und Washington hat in schnellstem Tempo zu größerer Klarheit über die Voraussetzungen des Weltfriedens geführt, nach dem alle Völker, die Kriegführenden wie die Neutralen, schufachtvoll ihre Hände ausstrecken. Mit zunehmender Deutlichkeit hat Wilson klargestellt, daß sein Programm vollständig und aufrichtig angenommen werden muß und daß er nicht mit den bisher herrschenden Mächten verhandeln kann, die den Krieg verschuldet haben, solange noch eine Möglichkeit besteht, daß diese wieder als Herrscher über ihre Völker hervortreten. Und alles deutet darauf hin, daß Deutschlands Vorkriegsstellung für einen Teil die entscheidende Wahl zwischen der früheren Kaisermacht und dem Frieden als gleichberechtigtes Mitglied im Bunde der Nationen getroffen hat, während die Völker des anderen Kaiserreiches in freier nationaler Staatenbildung zur völligen Neuordnung schreiten. In den sozialdemokratischen Parteien der nordischen Länder hat man überall das Verlangen gespürt, daß sie auch ihrerseits alles tun sollten, um im rechten Augenblick so gut wie möglich die Kräfte zu unterstützen, die in der ganzen Welt für einen geordneten Rechtszustand und einen dauerhaften Frieden arbeiten. Man hat Vorberhandlungen über eine gemeinsame Erklärung an Wilson oder noch besser an beide Mächtegruppen geführt. Die letzte deutsche Antwort an Wilson schien den Weg für eine derartige Aktion zu ebnen, und deswegen stellte der Vorsitzende der schwedischen Partei bei Branting den Antrag auf ein gemeinsames skandinavisch-holländisches Vorgehen.

Bei der Schnelligkeit, mit der die Ereignisse sich entwickelt haben, dürfte man indessen jetzt weitergehen können. Am 25. Oktober sandten wir deshalb ein Telegramm ab, man solle sofort die Einberufung der seit so langer Zeit angeforderten, aber wegen der augenwärtigen Schwierigkeiten immer wieder verschobenen internationalen sozialistischen Konferenz vorbereiten. Seit den Vorarbeiten in Stockholm im Sommer und Herbst 1917 konnte die „Idee von Stockholm“, wie sie genannt wurde, der Gedanke auf Einberufung der Internationale, wohl für einige Zeit zurückgedrängt werden, da es schien, als ob der Geist des Imperialismus den Geist des Rechts erdrücken wollte. Aber der Gedanke und die Hoffnung sind nie ausgeblieben worden.

Niemand kann daran zweifeln, daß die sozialdemokratischen Parteien der Entente-Länder, welche kürzlich in London das Friedensprogramm des wöchentlichen Sozialismus und der Demokratie bekräftigt haben, sich vollständig Wilsons Forderungen anschließen; es ist bei ihnen eine starke Stimmung dafür vorhanden, daß die Arbeiterklasse bald hervortreten und ihr gewichtiges Wort dafür in die Waagschale legen möge, daß der Friede ein Friede des Rechts und der Demokratie wird. Auf der anderen Seite haben die deutschen Sozialdemokraten (Reichspartei) nunmehr als reagierende Partei ihre Vorbehalte gegen Stockholm angegeben und sich damit einverstanden erklärt, daß, wie Prinz Max es

ausgedrückt hat, „die Rechtsfrage vor unieren Landesgrenzen keinen Halt macht“. Die größten Hindernisse einer internationalen sozialistischen Konferenz sind damit glücklich aus der Welt geschafft. Wir erwarten in den nächsten Tagen die Antwort Troelskjolds. Es ist unser innigster Wunsch, daß sich nunmehr keine neuen Hindernisse denen in den Weg stellen mögen, die trotz aller Schwierigkeiten ehrlich an dem Entschluß festgehalten haben, die Internationale wieder aufzubauen, als eine unerläßliche Garantie für den Weltfrieden des Rechts.

Auch die dänische Sozialdemokratie hat nach Kopenhagen „Sozialdemokraten“ in den letzten Tagen an Troelskjold und Branting geschrieben und telegraphiert, um auf die Einberufung der internationalen sozialistischen Friedenskonferenz zu drängen. Die Arbeiterparteien der Entente und der Zentralmächte hätten sich jetzt auf das Wilsonsche Friedensprogramm geeinigt, und auch die Regierungen neigen sich dieser Lösung zu. Aber in beiden Lagern seien noch starke chauvinistische Kräfte am Werk, den Abschluß eines baldigen dauerhaften Friedens zu verhindern. Niemand sei an solchen Frieden mehr interessiert, als die internationale Sozialdemokratie und die arbeitenden Klassen. Welche der Augenblick für einen solchen Frieden verpaßt, so könne ein unberechenbares Unglück geschehen, das auf Generationen hinaus eine gesunde demokratische und soziale Entwicklung vernichte. Das jetzt über das Wilson-Programm Einigkeit herrsche, wäre ein mahnmüdiges Verbrechen gegen die Menschheit, noch weitermonatelang das Blut in Strömen fließen zu lassen und den Nationalhaß immer weiter zu vertiefen; die Arbeit für den Völkerverbund mit Schiedsgericht und Abrüstung müßte dadurch immer schwieriger werden.

So dankenswert diese Bemühungen der nordischen Genossen sind, so wenig günstig sind leider noch immer die Aussichten auf ein entscheidendes Eingreifen der Arbeiterparteien. Die englischen Seeleute halten noch immer daran fest, Friedensdelegationen nicht übers Meer zu befördern.

Der letzte Kampf.

Zu den täglich immer dreister hervortretenden Bestrebungen konservativer Kreise in Deutschland, die Verhandlungen der neuen Regierung mit Wilson zum Scheitern zu bringen durch die Aufforderung, das deutsche Volk müßte zur Verteidigung seiner Ehre und der Sicherheit des Reiches zum letzten Kampfe aufgerufen werden, schreibt der „Vorwärts“:

„Wissen die Konservativen auch, was sie fordern? Solche Leute en masse ist ja des öfteren in der Geschichte da gewesen, aber sie begannen stets damit, daß das Volk sich gründlich die Arme zum gerechten Kampfe freimachte und aus seinen Reihen ausmerzte, was nicht hineingehörte.“

Das französische Volk erhob sich 1792 gewaltig gegen die Invasion. Zuvor aber befechtigte es den Feind im Innern: Ludwig XVI. wurde auf die Guillotine geschickt und etwa 1000 Aristokraten in den berühmten Septembertagen zum Tode befördert.

1870 leitete Gambetta die nationale Verteidigung ein; Zuvor aber erklärte er Napoleon III. für abgesetzt und Frankreich für eine Republik.

Selbst Kerenski konnte seine Offensive des Sommers 1917 erst beginnen, nachdem Nikolaus Romanow abgedankt war und er das Land der Aristokratie den Bauern verprochen hatte.

Muß das deutsche Volk sich wirklich um seine nackte Existenz bis zum letzten Schlagen, dann wird für diesen Kampf um das Recht auch uns das Wort der Marxeilfassen gelten: „Ein unreines Herz fliehe unter Reichen“. Dann wird das Volk mit gutem Gewissen in den Kampf gehen; aber erst, nachdem es alle aus seinen Reihen ausgesmerzt hat, die wie Flecken auf dem reinen Schild wirken würden: die Kriegs- und Siegespharisäer, die Eroberungspolitiker und Kriegsverlängerer, die Leute, die den Ausbruch des Krieges bejubelten und gegen den ehrlichen Verständigungsfrieden faßten.

So, meine Herren Konservativen, wird der „letzte Kampf“ aussehen. Wählen Sie, ob Sie ihn haben wollen.“

Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

88. Fortsetzung.

Die Mutter ruhte erschöpft auf ihrem Lager, aber ihre Wangen glühten und ihre ruhige Freude verklärte ihr Gesicht. Reischer beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn, die feucht vom Schweiß war.

Die Hebamme bemühte sich um das Kind. Erst jetzt wandte sich Reischer auch diesem zu. Es lag in den Decken wie verloren, ein Nichts, das schon wieder schlief, kaum daß es den Tag gesehen hatte. Es hatte die dunkelgelbe Farbe eines Chinesen, und sein Haar war wie unendlich zarte Seide.

Reischer fuhr über das Gesicht des Kindes hin und erkundete vor dem Seidigen und Weichen, das er fühlte. Ein armes Tierchen, dachte er. Und er wachte den Kopf in die Decken und verhauchte, das Gesichtchen zu küssen. Aber die Hebamme sagte mißbilligend: „Nicht wachen!“

Da trat er wieder zu seiner Frau und setzte sich auf den Rand ihres Bettes. Er nahm ihre Hand, die fast durchsichtig war. „Was es sehr schlimm?“ fragte er zärtlich.

„Ich weiß nicht, ... es war wie im Traum ...“

„Du bist erschöpft, du mußt schlafen!“

„Ja, schlafen ...“ und sie schloß schon die Augen, während er auf den Fußspitzen zurücktrat und lautlos die Türe hinter sich zufallen ließ.

Sie näherte ihr Töchterchen selbst, und soviel Schönes lag in dieser Handlung, daß Reischer erschauerte.

Das Kind schlief, trant und schlief wieder. Manchmal schlug es in dem Bettchen die Augen auf, die schönen Augen seiner Mutter, und sein Blick schien verwundert zu schauen, was es nicht fand. Zuweilen führte es auch, mit einer trübsamen Stimme, die klagte, anhaltend und eigenartig, so daß die Hebamme lachte und sagte: „Ja, die Lunge, — die ist gut!“

Reischer sah das Kind in der Wiege, wenn es gebadet wurde, er sah es im Steckhaken liegen, sah, kaum daß es erwacht war, sein unablässiges mühesames Sch-wenden des Köpfchens und die triebhaften Saugbewegungen des kleinen Mundes, der immer bereit war, Nahrung zu fordern.

„Bist du glücklich?“ fragte er seine Frau.

„Ich bin anders,“ antwortete sie, „glaube wohl, daß es das Glück ist.“

Lucie durfte das Bett verlassen und hatte bei den ersten Schritten eine sonderbare Empfindung. Sie war einer Bürde ledig, die süß gewesen war, und sie nahm nun eine neue Bürde auf sich, die noch süßer war, weil sie Leben hatte, — ihr eigenes Leben, dessen Bewußtsein sich in ihr unendlich gesteigert hatte.

Sie trug das Kind und sang leise Lieder dabei, sie betrachtete es in sich versunken, wenn es schlief, und erregte die Unruhe ihrer Nächte mit geduldiger Freude.

„Wie hätte ich das gedacht,“ sagte ihr Mann zu ihr. „Immer sah ich dich als reife Frau, aber nie hätte ich eine Mutter in dir vermutet!“

„Ich bin es,“ entgegnete sie stolz, „ich bin nur Mutter.“

„Und ich? Bist du nicht mehr auch meine Geliebte?“

„Ich bin die Mutter deines Kindes ...“ Und sie blühte zur Seite, während sie das sagte.

Nachdem einige Wochen vorüber waren, verlor sich allmählich das Neuartige des Ereignisses und der Alltag kehrte wieder in das Haus zurück. Der Hausstand war um ein Kinder mädchen erhöht worden. Reischer war wieder den vollen Tag über in der Fabrik, um abends tommüde und abgezehrt heimzukehren.

Das Kind wurde ihm zu einem gelegentlichen Spielzeug. Er liebte es gern am Arm, und es machte ihm großen Spaß, wenn er hörte, wie es krächte. „Es lacht schon!“ rief er aus, um sich darauf sogleich wieder anderen Dingen zuzuwenden.

Das Kind erhielt bei der Taufe den Namen „Lucie“. Reischer hatte darauf bestanden. Es gab auch diesmal keine Feier, außer bei den Dienstboten, die Geschenke erhalten hatten.

„Du,“ rief Reischer eines Tages aus, „wo bleibt unsere Reize?“

„Ja, wo bleibt unsere Reize?“ sagte auch Lucie, aber während in seiner Stimme bei allem Scherz ein gewisser Mißmut durchdrang, empfand sie selbst eine große Zufriedenheit darüber, daß sie nicht reizen mußte.

„Du selbst mußt fort,“ sagte sie ernstlich zu ihm, „du brauchst sehr nötig einige Wochen Erholung.“

„Wo denkst du hin!“ widersprach er ihr empört.

„Aber es ist doch dahin, daß er sich die Sache überlegte und schließlich geneigt war, eine Reize zu machen.“ „Eine ganz kleine Reize, etwa ins Reisegebirge.“

Er hatte sich drei Reize verdient, denn das, was er in seiner Fabrik geleistet hatte, ging hart bis an die Grenze dessen, hinter der dann ein jeder Mensch versagt.

Trotz der ungeheuren Ausgaben, die besonders zu Anfang hatten, gemacht werden müssen und die viele Hunderttausende betragen, mußte das laufende Geschäftsjahr schon, wie aus den Büchern zu ersehen war, mit einem ansehnlichen Gewinn abschließen.

Selbst Lucie, die Reischer seinet waren, — und alle waren ihm feind, — bewundern die Fähigkeit, mit der er sich durchgezeit hatte. Sein Betrieh war nahe daran, sich in die Reihen der ericn der Branche zu stellen. Was das hieß, konnte nur der ermeister, der die Schwierigkeiten kannte, die sich jedem, der Reising war

auf diesem Gebiete, entgegenstellten. Von mancher Seite war ihm ein Festschlagen prophezeit worden. Jetzt glaubte er jeder an ein Erfolg.

„Ich kann mich jetzt entlasten,“ sagte Reischer ohne jede Ueberhebung, „der Karren läuft allein.“ Das, was zu machen ist, machen meine Leute, vor allem mein tüchtiger Direktor.“

Das letztere jagte er nicht ohne Hohn, denn es war ihm eine Genugtuung, daß er auch diesem Manne gezeigt hatte, wer er war. Das Benehmen des Direktors ihm gegenüber hatte sich völlig gewandelt, dieser verheißte die Bewunderung nicht, die er seinem Chef sollte. Er war nicht mehr rezerziert, sondern auch seine Höflichkeit hatte den Zwang erhaben, die Lucie an den Augenstellen Reisers vor Jahr und Tag aufgefallen war, nur daß dieser Zwang hier nicht von außen, sondern von innen kam, denn es war etwas in der Persönlichkeit Reisers, das es lebte, sich gegen Widerstände durchzusetzen.

„Ein Raubtier!“ sagte, wie es auch Frau von Mariß einig getan hatte, ein Freund des Direktors einmal zu diesem.

„Aber eins, das von Natur feins war,“ verheißte der Direktor, „das es erst durch die Umstände geworden ist und das seinen Charakter darin zeigt, es zu sein.“

„Durch die Umstände,“ lachte der andere. „Natürlich durch das Gesängnis.“

Die Strafe, die Reischer verbüßt hatte, war längst bekannt geworden, aber gerade das hatte ihm nicht geschadet, im Gegenteil genügt. Man glaubte nun zu wissen, woran mit ihm war und beruhigte sich damit, Reischer sein Eikeit anzupappen, ohne welches nun kein Mensch auf der Welt der Gesellschaft gegenüber denkbar zu sein scheint. Und da Reischer, ebenso wie seine Frau, deren Prozeß gleichfalls bekannt geworden war, sich der Gesellschaft nicht ausdrängte, sie vielmehr mied, waren Reibungen ausgeschlossen und die Affen über seinen Fall geschloffen und vergessen.

„Ich habe nur die Wahl,“ sagte Reischer einmal zu seiner Frau, „von den Menschen verachtet oder gefürchtet zu werden. Ich ziehe das letztere vor.“

„Das tust du nur,“ verheißte sie, „weil du selbst die Menschen entweder verachtet oder fürchtest.“

„Was würdest du an meiner Stelle tun?“

„Mein Fall zwingt mich selbst einen Standpunkt auf. Er ist der: mir sind die Menschen gleichgültig geworden.“

„Aber es gibt auch gute Menschen,“ wandte er ein, wie soll man sich ihnen gegenüber verhalten?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie, „ich habe Menschen, die nur gut, das heißt: selbstlos waren, noch nie kennen gelernt, — und ich kann sagen, daß mir viele Menschen bekannt geworden sind!“

Fortsetzung folgt.

Ein Märchen.

Von Maxim Gorli.

In heiliger Stille geht die Sonne auf und von den Inseln steigt zum Himmel ein graublauer, mit dem süßen Duft der Blumen gesättigter Nebel. Die Insel in der Mittel einer bunten Fläche schlafender Gewässer, unter der bleichen Himmelskuppel, ist einem Opfertisch vor der Göttin Sonne ähnlich.

Soeben erloschen die Sterne, aber in der kalten Höhe des trüben Himmels, durch die durchsichtige Kette feberglühender Wolken glänzt noch einsam die weiße Venus. Die Wolken sind kohlgrün gefärbt und brennen still im Feuer des ersten Strahles; auf der ruhigen Wasserfläche leuchten deren Reflexe wie aus der blauen Tiefe aufgetauchte Perlmutter.

Der Sonne entgegen richten sich die Grashalme und die durch das Taupfer bedrückten Blumenblättchen auf und die hellen Tropfen hängen an den Spitzen der Halme, füllen sich und sich lösend fallen sie auf die im heißen Schläfe dampfende Erde. Man meint, den leisen Klang ihres Falles hören zu müssen; es ist traurig, daß man ihn nicht hört.

Die Vögelin erwachen, fliegen im Laube der Olivenbäume und singen. Von unten steigen tiefe Seufzer der von der Sonne gewedten See herauf. Und doch ist es still, es schlafen noch die Menschen und in der Morgenfrische ist der Blumenduft deutlicher denn die Laute.

Durch die Tür des weißen Häuschens, von den Weinreben wie ein Boot von grünen Wellen überschüttet, kommt der Sonne entgegen der betagte Cecco, ein einsames Männchen, menschlichen, mit langen Händen wie die eines Affen, mit dem kahlen Schädel eines Weisen; sein Gesicht ist durch die Zeit so verwittert worden, daß man in den Falten kaum die Augen entdecken kann.

Langsam die schwarze, haarige Hand zur Stirn hebend, schaut er lange in den sich rötlich färbenden Himmel, dann blüht er um sich; vor ihm — über die graulila-farbenen Felsen der Insel ergießt sich eine breite Welle von Smaragd und Gold, gelbe und rote Blumen leuchten, das braune Antlitz des Alten zittert in einem gutmütigen Lächeln, er nickt zufrieden mit dem runden, alten Kopfe.

Er sieht da, als ob er eine Last tragen müsse, den Rücken ein wenig gebeugt, die Beine weit gespreizt, und um ihn spielt immer fröhlicher der junge Tag, immer heller glänzt das Grün der Weinreben, lauter zwitschern die Zeisige, in den Brombeerkräutern schlagen die Nachtigall, irgendwo pfeift die Schwarzdrossel, elegant und sorglos wie eine Keophtianerin.

Der alte Cecco hebt seine langen, dünnen Hände über den Kopf, reckt sich, als ob er hinunterliegen wollte zum Meer, das ruhig steht wie Wein in einem Becher. Die alten Knochen gerade biegend, streift er sich auf einen Stein an der Tür nieder, zog aus der Tasche seiner Jade eine Postkarte, hielt sie ein wenig von sich, kniff die Augen zusammen und sah auf, die Lippen lautlos bewegend. Auf seinem großen, schon lange nicht mehr rasierten Gesicht erschien ein neues Lächeln, darin Liebe, Trauer und Stolz festlich vereint sind.

Vor ihm auf einem Kartentisch sind in blauer Farbe zwei breitflügelige Vögel dargestellt; Schulter an Schulter sitzen sie, lächeln vergnügt, lächeln großköpfig wie der alte Cecco selbst, und über ihre Köpfe ist groß und deutlich gedruckt: Arturo und Enrico Cecco.

Zwei edle Kämpfer für die Sache ihrer Klasse. Sie organisierten fünfundsiebenzigtausend Textilarbeiter, deren Arbeitslohn sechs Dollar in der Woche war, und deshalb wurden sie ins Gefängnis geworfen. Es leben die Kämpfer für die soziale Gerechtigkeit!

Der alte Cecco ist Analphabet und die Heberschrift ist in einer fremden Sprache gemacht; aber er weiß, daß das da geschrieben steht, jedes Wort ist ihm bekannt und schmettert und klingt wie eine kupferne Trompete. Die blaue Postkarte brachte dem Alten viel Anruhe und Sorgen. Vor zwei Monaten hatte er sie erhalten und mit dem Inhalt des Briefes fühlte er gleich, daß hier etwas nicht richtig sei, denn die Bilder armer Leute brachte man doch nur dann, wenn sie die Gehehe überschritten.

Cecco verstaubte dieses Stück Papier in der Tasche, aber es lag ihm auf dem Herzen wie ein Stein, und es wurde mit jedem Tag schwerer. Dieser wollte er dem Pfarrer die Karte zeigen, aber seine lange Lebenserfahrung hatte ihn überzeugt, daß die Leute mit Recht sagen: „Niemand sagt der Pfaffe dem Herrgott die Wahrheit von den Menschen, aber den Menschen die Wahrheit — niemals!“

Der erste, den er über die geheimnisvolle Bedeutung dieser Postkarte fragte, war ein Künstler, ein Ausländer, ein langer, bögiger Herr, der oft an das Haus Ceccos kam und, die Staffelei bequem hinstellend, sich daneben schlafen legte, seinen Kopf im vieredigen Schritzen des begonnenen Bildes bergend. „Signor“, fragte er den Künstler, „was haben die Leute gemacht?“

Der Künstler blinnte auf die fröhlichen Gesichter der Kinder des Alten und sagte: „Es muß etwas sehr Komisches sein...“ „Und was ist von ihnen hier gebracht?“ „Das ist englisch. Außer den Engländern versteht ihre Sprache nur der Herrgott und meine Frau, wenn sie nämlich in diesem Falle die Wahrheit sagt. In allem anderen sagt sie nie die Wahrheit.“

Der Künstler war redselig wie ein Zeisig, er konnte offenbar über nichts ernsthaft sprechen. Der Alte ging düster vor ihm, und am anderen Tage erschien er bei der Frau des Künstlers, einer hüden Signora, er hatte sie im Garten gefunden, wo sie in einem weiten durchsichtigen Kleid vor Hitze schmolz; sie lag in einer Hängematte und sah mit bösen Augen auf den blauen Himmel. „Diese Menschen wurden ins Gefängnis geworfen“, sagte sie in drohender Sprache.

Die Signora zitterte ihm, als ob die ganze Insel unter ihrem Fuß erbebe, doch fand er die Kraft zu fragen: „Haben sie gefoltert oder geprügelt?“ „Nein, sie sind einfach Sozialisten.“ „Das ist das, Sozialisten?“ „Das ist Politik“, sagte die Signora mit der Stimme einer Sterbenden.

Cecco wachte, daß die Ausländer die unverständlichen Menschen sind, sie sind dummer als die Kalabrier — aber er wollte die Wahrheit über seine Kinder wissen. Lange stand er neben der Signora, wartend, bis sie ihre jaulen Augen öffnen würde. Als dies endlich geschah, fragte er, mit dem Finger auf die Karte deutend: „Ist es ehrlich?“ „Ich weiß nicht“, erwiderte sie ärgerlich, „ich sage, das ist Politik, verzeih da?“

Kein, er verstand nicht. Politik machen in Rom die Minister und die reichen Leute, um die Steuern für die Arme zu erhöhen. Seine Kinder aber sind Arbeiter, sie sind in Amerika und wahren gute Arbeit, warum sollten sie dann Politik machen? Die ganze Nacht lag er, mit dem Bilde seiner Kinder in den Händen — beim Mondlicht schien es schwarz zu sein — und dachte nach über die Gedanken. Am Morgen entschlief er sich, den Pfarrer zu fragen.

Der schwarze Mann im Talar sagte kurz und streng: „Sozialisten, das sind Menschen, die den Gotteswillen verweigern: es ist genug, wenn du dies weißt.“

Und fügte noch strenger bei: „Eine Schande ist es, in diesem Alter sich noch für solche Dinge zu interessieren.“ Es ist nur gut, daß ich ihm das Bild nicht gezeigt habe, dachte Cecco.

Noch drei Tage vergingen. Er ging zum Friseur, einem Sticker und Wundbeutel; von diesem Kerl, der gesund war wie ein junger Esel, erzählte man, daß er um Geld alte Amerikaner immer liebte, die angeblich die Schönheit des Meeres zu genießen kämen, aber in Wirklichkeit Abenteuer mit armen Burlesken suchten.

„Gott“, rief dieser schlechte Kerl, die Heberschrift lesend, während sich seine Wangen vor Freude röteten, „das ist ja Arturo und Enrico... meine Kameraden!... O, von Herzen gratuliere ich Ihnen, Ihnen und mir! Nun habe ich noch zwei berühmte Landsleute... sollte man nicht stolz sein?“

„Schwäche nicht“, mahnte der Alte. „Aber jener sagte, mit den Händen gestikulierend: „Das ist gut!“ „Was ist von ihnen hier gesagt?“

„Ich kann es nicht lesen, aber ich bin überzeugt, daß man die Wahrheit gesagt hat. Arme Menschen müssen große Helden werden, daß man von ihnen endlich die Wahrheit sagt!“ „Schweig, ich bitte dich“, sagte der Alte und lief davon, mit den Hülshänden auf das Pflaster klappend.

Er ging zu einem russischen Signor, dem man nachsagte, daß er ein ehrlicher und guter Mensch sei. Er kam, setzte sich ans Bett, auf welchem jener langsam vom Leben schied, und fragte: „Was ist über diese Menschen hier gesagt?“

Mit durch die Krankheit entfarbten, traurigen Augen schielend, las der Russe mit schwacher Stimme die Heberschrift der Postkarte und lächelte freundlich den Alten an. Dieser aber sagte: „Signor, Sie sehen, ich bin schon alt und bald werde ich zu meinem Gott gehen müssen. Wenn die Madonna mich fragen wird, was ich mit meinen Kindern gemacht habe, werde ich es ihr wahr und genau erzählen müssen. Das sind meine Kinder hier auf diesem Bilde, aber ich verstehe nicht, was sie getan haben und warum sie im Gefängnis sind?“

Da sagte der Russe sehr ernst und einfach: „Sagt der Madonna, daß eure Kinder das wichtigste Gebot ihres Sohnes gut begriffen haben: sie lieben ihre Nächsten mit einer lebendigen Liebe.“

Eine Lüge kann man so einfach nicht sagen, sie fordert große Worte und viele Verzierungen — der Alte glaubte dem Russen und drückte fest dessen kleine, die Arbeit nicht kennende Hand. „Dann ist es für sie nicht schändlich, das Gefängnis?“ „Nein“, sagte der Russe. „Ihr wißt doch, daß man Reiche ins Gefängnis setzt, wenn sie schon sehr viel Schlimmes getan haben und es nicht mehr verheimlichen können; arme Menschen kommen aber ins Gefängnis, wenn sie nur ein wenig Gutes wollen. Ein glücklicher Vater seid Ihr, das ist es, was ich Euch sagen muß.“

Und mit seiner schwachen Stimme erzählte er Cecco lange von dem, was ehrliche Menschen vom Leben erfahren, wie sie die Armut besiegen wollen, die Dummheit und all das Schreckliche und Häßliche, das aus der Dummheit geoboren... Die Sonne brennt vom Himmel wie eine feurige Blume und hat den goldenen Staub ihrer Strahlen über die grauen Felsenmassen und aus jeder Falte des Gesteins streut sich, der Sonne entgegen, alles Lebendige — smaragdene Grashalme, blaue Blumen, so blau wie der Himmel. Die goldenen Funken des Sonnenscheins flammen auf und erlösen wieder in den schimmernden Tropfen des kristallinen Taues.

Der Alte beobachtet wie um ihn alles das Licht einatmet, dessen Kraft einleuchtend, wie die Vögelin singend und zwitschend ihre Rester bauen; er dachte an seine Kinder, jenseits des Ozeans sind sie im Gefängnis einer großen Stadt — nicht gut ist es für ihre Gesundheit, schändlich, ja.

Aber im Gefängnis sind sie, weil sie ehrlich aufgewacht sind, ehrlich, wie ihr Vater sein ganzes Leben lang war — das tut ihrer und seiner Seele gut. Und sein bronzenes Gesicht schmilzt in einem stolzen Lächeln. Die Erde ist reich, die Menschen sind arm. Die Sonne ist gut der Mensch schlecht. Sein ganzes Leben lang dachte er darüber nach und obwohl er ihnen nichts gesagt hatte, begriffen sie des Vaters Gedanken.

Sechs Dollar die Woche — das sind vierzig Lire — oho! Aber sie fanden, daß es wenig sei, und fünfundsiebenzigtausend solcher wie sie stimmten ihnen bei — es ist wenig für einen Menschen, der anständig leben will.

Er ist überzeugt, daß in seinen Kindern die Gedanken seines Herzens erzogen und aufgewacht sind, er ist darüber sehr stolz, aber er schweigt, denn er weiß, die Menschen glauben wenig an Märchen, obwohl sie selber jeden Tag solche schaffen.

Die Wuchere

Eine ethische Betrachtung.

Wenn Dichter Gipfel sind, die ihre Quellen und Ströme menschlicher Ewigkeitswerte zu uns Talbewohnern, die wir gewöhnlichen Sterblichen nur einmal sind, herunterlassend, so haben ihre Worte um so mehr Bedeutung, wenn der Grundbesatz — die Erhebung, Läuterung und Befähigung des menschlichen Herzens und seines Handelns — höchsten Betrachtungen dienbar gemacht werden kann. In allen Zeiten gab es große Denker und Dichter, deren Beruf es war, auf der Höhe ihres Jahrhunderts stehend, der Mit- und Rückwelt die erhabenen Ideale der Menschheit als leuchtendes Ziel vorzuhalten und sie emporzuziehen zu dem reinen, besten Leben, das sie selber atmeten. Daneben aber auch geistliche sie die andern Instanzen, die nun einmal diesem Irdischen anhaften und der sozialen Gemeinschaft eine große Gefahr bleiben. Von allen Dichtern hat wohl nie einer der Menschheit den Spiegel ihres gemeinen Tun und Treibens so unerbittlich gezeigt, wie es der große Dante in seiner „Göttlichen Komödie“ tat. Des Menschen Sündhaftigkeit ist das Charakteristikum, das ihm Anlaß zu seinen Worten gibt. Und der allgemeine moralische Sinn seiner Ausführungen ist es wohl wert, wenn wir uns heute einmal einen Ausblick vor Augen bringen, wie er über eine aus der Not der heutigen Kriegszeit entstandene Erscheinung unserer sozialen Gesellschaftsordnung urteilt, die gewiß unter den Verhältnissen der damaligen Zeit nicht minder würdevoll als heute bei uns: nämlich den Wucherer! Im 11. Gefange der Hölle — deren Abstrafungssatz in die Jahre von 1300—1310 zu legen ist — die gleichzeitig als ein Sinnbild seiner eigenen Sünde anzusehen ist, steht er mit Virgil, seinem Führer, in dem man die klare, gemäßigte und personifizierte Vernunft erkennt.

„Am äußern Saum von einem hohen Strande, umkreist von Felsenrändern ohne Zahl“ und steht unter andern dort Verdammten auch die Wucherer. Er trägt Virgil:

„Du sagst, daß Wucherer Gottes Gab verlegen; jetzt sage mir, wie löst dies Köpfe dich?“ „Reinlichkeit“, sprach der, „lehrt in vielen Fällen nur aus Gottes Geist und Kunst und Kraft Natur entspringt mit allen ihren Schätzen; und überdenkst du deine Weisheit von der Natur, so wirst du bald erkennen, daß eure Kunst, mit allem, was sie schafft,

nur der Natur folgt, wie nach bestem Können der Schüler geht auf seines Meisters Spur; drum ist sie Gottes Einleit zu nennen. Verlechte man mit Kunst und mit Natur die Gerechtigkeit, wo's also lautet: Leben sollst du im Schwelge des Angelegtes nur. — Weil Wucherer nun nach andern Wege streben, schmähle sie Natur und ihre Folgerin, indem sie andrer Hoffnung sich ergeben...“

* Zur Erklärung sei hierzu bemerkt, daß obige Verse unter dem Einfluß der religiös-zeitgeschichtlichen Epoche von einem literarischen Sachverständigen wie in politischen Dingen stark reformatorisch angehauchten Manne niedergeschrieben wurden, der den modernen Staatsgedanken bereits erfaßt hatte. Die Gerechtigkeit des Angelegtes (1. Buch Mosis), welche hier der Moral zugrunde gelegt wird, lehrt: Im Schwelge deines Angelegtes sollst du dein Brot essen. Dasselbe lehrt auch die Natur, die gleichsam die Tochter des göttlichen Geistes ist: denn hinter jeder Materie liegt ein Geist. Alle menschliche Wissenschaft und Kunst, die wieder Tochter der Natur ist, lehrt folglich dasselbe. Weil nun die Natur es ist, dieser Lehre gemäß, ihr Brot im Schwelge des Angelegtes zu erwerben, durch hohe Zinsen und Zins von Zinsen, durch wucherische Ausbeutung des einzigen Kapitals der Armen — nämlich ihrer Arbeitskraft — ihr Leben nicht nur ohne Arbeit erhalten, sondern auch noch Reichtümer aufzuhäufen zu können, so lehnen sie sich auf gegen die Ethik des Geistes, von dem Natur und menschliche Weisheit herkommen. Und es ist Wahrheit — unsere heutigen Kriegswucherer unterscheiden sich in nichts von denen zu Kahors. Sie sind ebenso verdammungswürdig wie jene. W. Willert.

Kleines Feuilleton

Des Künstlers Rache.

Richard Strauß hatte sich seinerzeit verpflichtet, seinem nächsten zwölf Heften der Firma Bote u. Bod in Berlin im Verlag zu geben. Diese kam nun inzwischen mit der Genossenschaft deutscher Tonkünstler, um die sich Strauß unbestreitbar große Verdienste erworben hat, in Konflikt. Sie wurde deshalb von Strauß aufgefodert, ihn aus dem Liefervertrag zu entlassen, da es seinem Ehregefühl zuwiderlaufe, mit einem Verlag Geschäftsbeziehungen zu unterhalten, der in Gegnerschaft zur Genossenschaft stehe. Da Bote u. Bod darauf nicht eingingen, ließ sich der Komponist von Dr. Alfred Kerr einen Hahnenfang auf die Verleger dichten, den er in Musik setzte. Die „Signale für die musikalische Welt“ geben einige Kostproben aus dieser interessanten Dichtung. Hier ein Zitat:

„Es war mal eine Wange, Die ging, die ging aufs Ganze, Gab einen Duft, der nie verlog, Und sog und sog. Doch Musici, die pafften sie Und knackten sie. Und als die Wange starr und starr, Ein Lobgefang zum Himmel drang.“

Ein anderer Vers lautet: „Die Händler und die Macher Sind mit Profit und Schacher Des „Selden Wucherer“. Der löst ein Wort erklingen Wie Gög von Verklügeln.“

Das Drama führt den Titel: „Der Krämerspiegel“, und der rechtliche Komponist verlangt nun von der Firma Bote & Bod, daß sie in Erfüllung ihrer Vertragspflichten das Werk in Verlag nehmen und drucken lassen.

Heikres

Colonus. Mit noch fünf Reklamierten führte mich der rote Zettel auf das Bezirkskommando. Es fiel mir sofort auf, daß der fünf in Wäandern im Anoploch trug, während das einzige ausgestellt mit bloßem Obern in die militärische Zukunft trat. Ein hochgebendeter Bize verließ.

„Porträt!“ „Was sind Sie?“ „Sanftmütiger.“ „Wofür klanen Sie die Anzeichnung?“ „Als Vorstand der Volkswirtschaftlichen Stelle zu...“ „Der zweite war Oberleutnant und Vorstand eines Briefpaubereins; der dritte Polizeibeamter und Papiers- und Lumpensammler; der vierte Kaufmann und Gelehrer in einer Erziehungsstelle der fünfte Unterhändler und Offizier von Eisen und Sped. Dann kam die Reihe an mich. Ich schloß, wie mein ausgefränktes Anoploch die Worte des Gefängnisses auf sich zog. „Was sind Sie?“ fragte er mit einem Lächeln zwischen Mittel und Gstaunen. „Reklamationsgehilfe.“

„Was, bis jetzt reklamiert und noch keinen Orden? Sie müssen sich aber schon hochdenn angeheilt haben!“ (Was dem Simpl.)

Ein „strategisches Genie.“ Das dem künftigen „strategischen Genie“ ergab ein kühnes Genie: „Der Leutnant in Reutert über das Verlassen von...“ und jagt den Rekruten an: „Annen, was tun Sie, wenn Sie im Felde einem eingelenken Feinde begegnen?“ — „Ich schick ihn über den Haufen, Herr Leutnant.“ — „Schick, Schick. Und was tun Sie, wenn Sie einer ganzen feindlichen Kompanie begegnen?“ — „Ich schick sie über den Haufen, Herr Leutnant.“ — „Schick! Dazu ist ein einziger Mann nicht im Stande. Nein, Knudsen. Sie sehen sich um, und schick und mach die Meldung.“ — „Erst recht schick! Knudsen: Sie haben die Ruh bei den Hörnern und schick sie über den Haufen! Knudsen, was tun Sie, wenn Sie im Felde mit erblicken?“ — „Ich schick Herr Leutnant über den Haufen.“ — „Schickst du! Ich bin doch Herr Vorgesetzter! Und Sie sehen doch auch, daß ich die schwebende Uniform trage!“ — „Dann zieh ich mich unbemerkt zurück und mach die Meldung.“ — „Vollkommener Blödsinn! Ich bin doch eine feindliche Kompanie!“ — „Dann pack ich Herrn Leutnant bei den Hörnern und schick ihn ins Quartier.“ — Hier gab der Leutnant das Signal auf.

Soll man oder soll man nicht? Soll man oder soll man nicht — für's Vaterland betätigen, — bis ein Junge oder Mädchen — Prampand in der Wiege liegt? — Was dem Vater Staat befreit, — dieser mahnt mit schöner Geste: — immer setze uf die Weste! — Er ist sehr für das Geschäft. Aber was der Hauswirt ist, — der will nichts von Kindern wissen, — und du wirst hinhausegelmüssen, — wenn du gar zu artig bist.

Verbind zwischen Angst und Pflicht, — tragt man grübelnd sich die Platte, — und man fragt als Ehegatte: — soll man oder soll man nicht? (Uno im Wahn Jacob.)